



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Worthmann: Naturerkenntnis und Weltanschauung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zuschläge zur Grundsteuer zu decken, auf diesem Wege ließe sich gegebenenfalls auch der Reservefonds verstärken.

Wir erheben keinen Anspruch darauf, hiermit einen in allen Punkten fachmännisch durchdachten Vorschlag zu bringen, aber wir meinen doch, daß damit eine Lösung angedeutet ist, die allen Bedürfnissen gerecht wird. Die Regierung brauchte dann gewissermaßen nichts weiter beizusteuern als die Zinsen von $1\frac{1}{2}$ Millionen, also etwa 60 000 Mark jährlich. Eine gesunde Entwicklung der Farmwirtschaft ist zehnmal mehr wert.



Naturerkenntnis und Weltanschauung

Von Dr. med. Worthmann-Schweidnitz



Das Bedürfnis nach einer Weltanschauung, d. h. nach einer Vorstellung von dem Wesen der Welt und der Stellung des Menschen in derselben, ist ein den Menschen aller Zeiten angeborenes. Es geht hervor aus dem ebenfalls allen Menschen gemeinsamen Triebe, sich in der Fülle der umgebenden Dinge und Ereignisse dadurch zurecht zu finden, daß man sie unter dem Gesichtspunkte von Ursache und Wirkung miteinander zu verketten sucht. Diesen Gesichtspunkt in der Gesamtheit der Welt wie in allen Einzelheiten klar herauszuarbeiten, ist zugleich das Ziel alles auf Weltanschauung gerichteten Nachdenkens.

Das Verhältnis von Ursache und Wirkung findet der Mensch zunächst in sich selber, indem er bemerkt, daß seinen Handlungen sein eigener zwecksetzender Wille als Ursache zugrunde liegt, und es ist daher nichts natürlicher, als daß er zunächst den vielfältigen Ereignissen in der Natur und in seinem Leben, soweit er fühlt, daß sie von seinem Willen unabhängig sind, einen anderen Willen als Ursache unterschiebt. Und da es dem Urwaldbewohner, den die Natur von allen Seiten mit den widersprechendsten Geschehnissen bedrängt, nicht zuzumuten ist, darin etwas Einheitliches herauszufinden, so kommt er ebenso naturgemäß zu der Annahme einer größeren Menge verschiedener Willen. Er schreibt so z. B. dem Wind oder dem Meer, ja schließlich jedem Stein und jedem Baum eine eigene, vielfach mit den anderen in Widerstreit geratende Seele zu.

Die Möglichkeit der Weiterentwicklung von diesem primitiven Dämonenglauben aus ergibt sich durch die Beobachtung, daß die Dinge und Ereignisse in der Natur vielfach in einem nachweisbaren Abhängigkeitsverhältnisse stehen; wo die Sonne nicht hinscheint, da gibt es kein Pflanzenleben; wenn der Himmel den segenspendenden Regen versagt, dann müssen die Bäche versiegen. Dadurch kommt man zu einer gewissen Rangordnung der zugehörigen Dämonen von

mächtigeren zu schwächeren, welche letztere den ersten, ja oft sogar der Kraft des Menschen unterliegen. Nur die ersteren können sich in der Vorstellung des Menschen auf die Dauer als Götter erhalten, die letzteren werden durch den Kampf ums Dasein, der also auch bis ins Götterleben seine Wellen schlägt, entweder vernichtet oder in untergeordnete Stellungen gedrängt, wo sie für eine Weltanschauung im Großen nicht mehr in Betracht kommen. Schließlich konzentriert sich fast alle Gewalt auf einen Obergott, den des Himmels bei den Griechen, den der Sonne bei den Ägyptern.

Ich sage fast alle Gewalt; denn zu einer vollkommenen Einheit kann es auf diesem Wege nicht kommen. Zu sehr tritt überall in der Natur wie im Menschenleben der Kampf hervor, als daß man nicht neben dem Hauptgott noch mindestens ein ihm widerstrebendes Prinzip anzunehmen genötigt wäre. Stellt man beide Mächte als gleichberechtigt nebeneinander, dann hat man den Gott des Lichtes und den der Finsternis, den Ormazd und Ariman der alten Iranier, oder auf den Menschen bezogen den guten und den bösen Gott. Erkennt man im Glauben an den endlichen Sieg des Lichtes dem guten Gott die Übermacht zu, dann muß man doch dem entgegengesetzten Prinzip gleichfalls einige Selbständigkeit, zum mindesten die Macht zu einer gewissen Widerseßlichkeit lassen und hat dann Gott und den Teufel, oder in stufenweiser Abänderung Gott und die böse Welt, Gott und die Natur.

Der Dualismus scheint nun das non plus ultra aller Weltanschauung zu sein, und ihm lassen sich auch alle Dinge und Geschehnisse der uns umgebenden Welt zwanglos einordnen. Tatsächlich ist er stillschweigende Voraussetzung aller höheren Religionen. Dennoch aber drängt es uns weiter.

Denn dieser Zweifelt von Gott und Welt oder — abstrakter ausgedrückt — Geist und Materie sieht sich der Mensch als ein Drittes gegenübergestellt. Beides ist in ihm, und doch hat er das Bewußtsein, ja das Bedürfnis, eine Einheit zu bilden. Darum folgt er nur einem inneren Drange, wenn er nun versucht, die Kluft zwischen Geist und Materie zu überbrücken, eine Aufgabe, an der die Philosophie seit zweiundeinhalb Jahrtausenden unermüdet gearbeitet hat.

Die moderne Naturwissenschaft erhebt den Anspruch, diese Aufgabe gelöst oder doch der Lösung recht nahe gebracht zu haben.

Um nun aber zu dem Punkte zu gelangen, an dem die Reformarbeit der Naturwissenschaft einsetzte, müssen wir noch einmal auf unsere Definition von Weltanschauung zurückgreifen. Bisher hat uns hauptsächlich die eine Hälfte des Begriffes, nämlich die Vorstellung vom Wesen der Welt in ihrer historischen Entwicklung, beschäftigt. Es ist aber anzunehmen, daß auch die zweite Teilverstellung, nämlich die von der Stellung des Menschen in der Welt, im Laufe der Menschheitsgeschichte wesentliche Abänderungen erfahren hat.

Dem urweltlichen Höhlenbewohner, der das Feuer noch nicht zu benutzen verstand, der keine Waffe kannte als den gelegentlich aufgelesenen Stein, dessen sicherster Schutz in der Verborgenheit bestand, werden wir noch kein Gefühl für

Menschenwürde zuschreiben dürfen. Oft genug mußte er die Überlegenheit der in vieler Beziehung besser ausgestatteten Tiere am eigenen Leibe verspüren, wie sollte da das Bewußtsein, der Herr der Schöpfung zu sein, zur Geltung kommen!

Erst als durch das Zusammenarbeiten vieler der Kulturzustand gehoben wurde und es damit immer klarer ward, welch mächtiges Mittel zur Beherrschung der Natur dem Menschen in seiner Denkkraft zur Verfügung stand und wie sie ihn hoch über die Masse der Geschöpfe hinaus hob, da konnte jener Gedanke von der Menschenwürde Wurzel fassen.

Einmal vorhanden, wuchs die Macht dieses Gedankens durch jeden weiteren Fortschritt im Quadrate der Entfernung, bis er schließlich in dem stolzen Worte Ausdruck fand: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde.

Damit haben wir das zweite Merkmal der vornaturwissenschaftlichen Weltanschauung: sie ist, wie wir vorhin sahen, eine dualistische, indem sie Gott und Welt, Geist und Materie einander gegenüberstellt, und sie ist zweitens eine anthropozentrische, d. h. sie sieht im Menschen den Zweck, um dessentwillen die ganze Welt da ist.

Auf diesen beiden Grundpfeilern baut sich die Weltanschauung auf, die ziemlich durch das ganze Mittelalter dank der geisterbeherrschenden Macht der Kirche unverändert blieb. In ihren Einzelheiten größtenteils aus biblischen oder, wo diese nicht ausreichten, aristotelischen Gedanken zusammengesetzt, läßt sie sich folgendermaßen kurz skizzieren.

Die Welt, obwohl von Gott aus dem Nichts erschaffen, ist der Macht des Bösen anheimgefallen. Gott hat dies seinem uns unerforschlichen Ratschlusse zufolge geschehen lassen, ist aber trotzdem, vor allem auf das Gebet seiner Gläubigen hin, jederzeit bereit, in den Gang des Geschehens persönlich einzugreifen, nicht nur in großen Dingen, sondern auch in kleinen, wie die vielen Wunder bestätigen, die uns in der Bibel, in den Heiligenlegenden und der Volksüberlieferung berichtet werden. Das Hauptkampfsobjekt ist die menschliche Seele, die, zwar auch göttlichen Ursprungs, aber dennoch der Macht des Bösen nicht entzogen ist. Die ganze sinnlich wahrnehmbare Welt stellt lediglich den Schauplatz dar, auf dem sich dieser Kampf abspielt. Die Heimat des Menschen, die Erde, ist der Mittelpunkt und feste Grund der ganzen Welt. Sie stellt eine riesige Scheibe dar, von der man nur nicht weiß, ob sie ein Rechteck oder ein Kreis ist; sie wird von dem Ozean umrauscht. Über ihr wölbt sich das Firmament, an dem die Sterne befestigt sind, und zwischen ihr und diesem ziehen die Planeten, denen Sonne und Mond beigezählt werden, ihre krausen Bahnen, in denen Gottes Hand das Schicksal der Menschen niederschreibt.

Wie man sieht, ist der logische Zusammenhang einzelner Züge dieses Weltbildes kein fester. Er wurde aber ersetzt durch das mehr als tausendjährige Schweigen jeder Kritik, wodurch diese Weltanschauung Zeit hatte, in einer Art von Verfälschungsprozeß zu einem schwer teilbaren Ganzen zu versteinern.

Das wurde anders im Zeitalter des Humanismus. Um 1400 fing man nach dem Vorgange Petrarcas und Boccaccios zuerst in Italien an, sich wieder mit der griechischen Sprache zu beschäftigen, und sah sich, namentlich nachdem griechische Gelehrte, aus Konstantinopel vor den Türken fliehend, die Geistes-schätze ihrer Sprache nach Italien gebracht hatten, einer ganzen neuen Literatur gegenüber, die nicht nur an dichterischer Schönheit, sondern auch an wissenschaftlicher Tiefe alles bis dahin Bekannte in den Schatten stellte. Man lernte jetzt nicht nur den Aristoteles und die anderen griechischen Philosophen in der Ursprache kennen, sondern las unter anderen auch die geographischen und astronomischen Werke der Alexandriner Aristarch, Eratosthenes und Hipparch, des Strabo und des Ptolemäus.

Auf diese Weise lernte man neben vielem anderen auch die Ansicht von der Kugelgestalt der Erde kennen. Sie war schon den Pythagoräern um 500 v. Chr. geläufig, und der erwähnte Eratosthenes berechnete schon um 200 v. Chr. in scharfsinniger Weise den Erdburchmesser. Nun wurde der Gedanke bald Allgemeingut vieler Gebildeten und rief in zahlreichen Schriften Spekulationen über die Möglichkeit eines westlichen Weges nach dem ersehnten Wunderlande Indien hervor. Aber es ist etwas Grundverschiedenes, ob man an seinem Schreibtisch die Möglichkeit oder gar Wahrscheinlichkeit solcher Ansicht verfißt, oder ob man sein Leben aufs Spiel setzt, um sie zu beweisen. Dies tat Christoph Kolumbus, der so, wie Ladenburg in seiner bekannten Raffeler Rede hervorhob, als erster das Experiment im großen Stil in die Wissenschaft einführte. Hatte die Kirchenlehre recht, dann war sein Schicksal besiegelt; er mußte, an dem Rande der Erdscheibe angelangt, den großen Wasserberg mit seinen Schiffen hinunterfahren, wahrscheinlich direkt in die Hölle. Mindestens aber war eine Rückkehr dann ausgeschlossen. — Die Kirchenlehre hatte aber nicht recht, und so wurde durch diese Tat die erste Bresche gelegt in das vorhin geschilderte Gefüge überkommener Weltansicht. Dreißig Jahre nach der ersten Fahrt des Kolumbus brachte die erste Weltumsegelung durch Magelan resp. Sebastian de Delcano den unumstößlichen Beweis für die Kugelgestalt der Erde.

Nachdem nun der Zweifel wach geworden, blieben einschneidendere Gedankenrevolutionen nicht aus.

Schon 1543 veröffentlichte Nikolaus Kopernikus sein Lebenswerk, das die Erde aus dem Mittelpunkte der Welt verwies in die Rolle eines bescheidenen Trabanten der Sonne. Wenn auch die kopernikanische Lehre, daß die Erde wie die anderen Planeten sich im Kreise um die Sonne drehe und nur der Mond um die Erde, noch nicht ganz frei von Fehlern war, so besiegte sie doch bald das System des Ptolemäus durch ihre Einfachheit, die die beobachteten Planetenbewegungen verständlich machte, ohne die Komplikationen der Exzentrizitäten und Epizykeln.

Kopernikus irrte in der Annahme, daß die Planeten Kreisbahnen beschreiben, und dieser Irrtum wurde fast hundert Jahre später durch Kepler berichtigt.

Er erkannte, daß die Bahnen Ellipsen sind und sprach das aus in dem ersten seiner drei noch heute vollgültigen und grundlegenden Gesetze, durch die der Lauf eines jeden Planeten bestimmt wird.

So lüftete sich immer mehr der Schleier, der das mysteriöse Getriebe der Weltenuhr solange verhüllt hatte. Völlig gehoben wurde er in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts durch Isaak Newton, der den Beweis dafür führte, daß dasselbe Gesetz, das den Fall eines Apfels vom Baume regelt, auch der bestimmende Faktor für die Bewegungen der Gestirne ist. Newtons Gravitationsgesetz, wie man es nennt, warf ein so helles Licht in die entferntesten Räume des Weltalls, daß seitdem die Bewegung eines jeden Weltkörpers, soweit er überhaupt der Messung zugänglich ist, auf die Minute und Sekunde berechnet werden kann. Bekannt ist ja die durch Adams und durch Leverrier ausgeführte Errechnung des bis dahin noch unbekanntem Planeten Neptun aus Störungen der Uranusbewegung, und wie der neue Planet dann tatsächlich von Galle in Breslau an der vorher bestimmten Stelle gefunden wurde. Seit den letzten fünfzig Jahren bietet die Spektroskopie in der sogenannten Dopplerschen Linienverschiebung ein Mittel, um auch noch Bewegungen solcher Gestirne genau zu messen, die das Auge nicht mehr von den Nachbarn unterscheiden kann und die jeder Winkelbestimmung infolge ihrer allzu enormen Entfernung unzugänglich sind.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Wirkung, die das so gewonnene Weltbild auf die Weltanschauung ausüben mußte, so können wir uns die Schwierigkeiten nicht verhehlen, die dieser durch jenes entstanden.

Es war ein im Mittelalter mit besonderer Vorliebe gepflegter Glaube, daß Gottes Hand den Lauf der Gestirne nach seinem Wohlgefallen lenke, ja daß er sie benutze, um den Beherrschern des Weltenmittelpunktes, den erdbewohnenden Menschen, seine Absichten kundzutun. Dieser Glaube war nun stark erschüttert, die weltbeherrschende Rolle der Erde war ausgespielt, und wenn sich früher der Blick andachtsvoll zu den Gestirnen erhob, um Gottes Allmacht zu bewundern, so sah er jetzt dort nur noch eine zwar unbegreiflich große, aber slavisch einem ehernen Gesetze folgende Maschine, die der Phantasie wenig Spielraum übrig ließ. Und wenn wir Rudolf Otto, dessen hervorragendes Buch über naturalistische und religiöse Weltansicht warm empfohlen werden kann, darin recht geben müssen, daß religiöses Gefühl das Geheimnisvolle und Übernatürliche auch in der Natur nicht ganz entbehren kann, so mag man die Schwierigkeit schätzen, die dem Kirchenglauben dadurch erwuchs, daß nun nicht mehr Gott, sondern die Zahl herrschen sollte im Weltenraum.

Im Laufe der kommenden Jahrhunderte aber wurde das Geheimnis nicht nur aus dem gestirnten Himmel, sondern auch von unserer Erde Schritt für Schritt zurückgedrängt. Was schon in den ältesten Zeiten der griechischen Philosophie, namentlich von Empedokles und den Atomisten, behauptet worden war, nämlich die Ewigkeit der Materie, deren kein Teilchen hinzukommen noch

verloren gehen könne, das wurde durch Lavoisier, den Entdecker des Sauerstoffs, bewiesen, und man gewann das Gesetz von der Konstanz der Materie. Ihm trat als zweites in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts das Gesetz von der Erhaltung der Kraft oder besser von der Konstanz der Energie zur Seite, und zum großen Teil durch die Kenntnis dieser beiden Gesetze ist der früher ungeahnte Aufschwung der Technik möglich gewesen.

Schauen wir uns heute um, so gibt es kein einziges Gebiet in der anorganischen Natur, das uns völlig dunkel wäre, keine Kraft, die der Mensch sich nicht dienstbar gemacht hätte, seitdem er die Zauberformeln kennt, denen sie gehorchen: das sind ihre Gesetze.

Mußte da nicht der Dualismus seinen Rückzug antreten und anerkennen, daß die Natur nicht durch Gottes Willen, sondern durch starre Gesetze regiert werde? Und konnte er diesen Rückzug nicht um so eher antreten, als ihm ja noch eine ganze große Hälfte der Welt zur Verfügung stand, die des Lebendigen? Wir wissen, daß auch hiervoor die mechanische Welterklärung, der Materialismus, nicht halt zu machen brauchte, sondern dem Dualismus in dessen eigenstes Gebiet folgen konnte.

Noch Lavoisier mußte die Schranke anerkennen, die die Chemie der lebendigen Natur von der der unbelebten trennte, die organische von der anorganischen. Aber als es im Jahre 1828 Wöhler zum ersten Male gelungen war, einen organischen Stoff aus anorganischem künstlich herzustellen, war damit die Schranke gefallen, und die letzten achtzig Jahre haben uns gezeigt, daß die früher so geheimnisvolle organische Chemie nichts ist als die Chemie eines einzigen Elementes, des Kohlenstoffes. Und wenn auch noch nicht alle bekannten organischen Stoffe im Laboratorium synthetisch dargestellt werden können, so ist doch die Hoffnung durchaus berechtigt, daß es gelingen wird, nach den großen Erfolgen, die schon erreicht sind. Ich erinnere nur an die Farbstoffe des Krapp und des Waid, den Veilchenduft, den aromatischen Stoff der Vanille, das Chinin, ja auch an einen bis vor kurzem ganz geheimnisvollen Stoff des menschlichen Körpers von ungemeiner Wirkungsfähigkeit, das Adrenalin.

Hand in Hand mit der chemischen ging die physikalische Erforschung der Organismen, und auch hier ergab sich, daß die Gesetze, die in der anorganischen Welt gefunden wurden, in der organischen nichts von ihrer Gültigkeit einbüßten.

War so generell die Verwandtschaft der belebten Natur mit der unbelebten erwiesen, so galt es nun, dem Rätsel des Lebens selber näher zu treten. Es gibt dazu drei Wege. Erstens kann man durch Vergleichung komplizierterer Lebewesen mit immer einfacheren einen Einheitsbegriff für das Leben an sich zu gewinnen trachten: das tut die vergleichende Anatomie und Physiologie. Dann kann man das einzelne Individuum bis zu den ersten Anfängen seines Lebens zurückverfolgen: das tut die Embryologie oder Entwicklungsgeschichte. Und endlich kann man durch Verfolgung der Lebewesen in frühere und früheste Erdepochen hinein den Anfängen des Lebens auf der Erde auf die Spur zu

kommen suchen: das tut die Paläontologie oder Versteinerungskunde. Alle drei Wege sind und werden von unzähligen Forschern mit Eifer verfolgt, und ihr gemeinsames Ergebnis ist das, was man als Deszendenztheorie im weiteren Sinne bezeichnet.

Schon der zuerst begangene der drei Wege, die vergleichende Morphologie, führte dazu, die gesamte Lebewelt als etwas Einheitliches aufzufassen, indem man gewisse gemeinsame Grundprinzipien, z. B. Atmung, Stoffwechsel, Empfindungs- und Bewegungsvorgänge, Fortpflanzung durch alle Organismen oder doch durch lange Reihen hindurch verfolgen konnte. Hatte man das früher als Anzeichen eines gemeinsamen Schöpfungsplanes angesehen, so begann um 1800 herum sich der Begriff einer inneren Verwandtschaft mit den erwähnten Erscheinungen zu verbinden; d. h. man erklärte sich die Übereinstimmungen durch die Annahme, daß die einzelnen Tier- und Pflanzenarten sich auseinander in aufsteigender Reihe entwickelt hätten, also durch das, was wir vorhin als Deszendenzlehre im weiteren Sinne bezeichneten (nebenbei ein Gedanke, den schon der ionische Philosoph Anaximander um 500 v. Chr. ausgesprochen hat).

Um 1830 herum lieferte dann der durch das Mikroskop erbrachte Nachweis, daß alle Organismen aus analogen Grundelementen aufgebaut seien, die gesuchte Lebenseinheit in der Zelle.

Zellen, d. h. winzig kleine belebte Klümpchen von sogenanntem Protoplasma, in deren Innerem ein mit dem Namen Zellkern bezeichnetes Bläschen zu unterscheiden ist, sind die elementarsten Träger des Lebens, die überall gefunden werden und die Bausteine des Lebendigen bilden. Man kann in der Natur alle Übergänge finden, anfangend mit den Hunderttausenden von Arten, die aus einer einzigen Zelle bestehen, weitergehend zu Verbänden von wenigen hundert Zellen, die noch einen mehr freiwilligen und zeitweiligen Charakter tragen, weiter zu einfachsten schlauchförmigen, noch aus fast gleichartigen Zellen bestehenden Organismen, und so in allmählicher Stufenfolge, wobei sich mit der zunehmenden Zahl auch die Ausbildung der einzelnen Elemente nach dem Prinzip der Arbeitsteilung ändert, bis zu den hochorganisierten Wirbeltieren hinauf, den Menschen mit eingeschlossen.

Und hier berührt sich der erste Weg mit dem zweiten, der Entwicklungsgeschichte, die bei dem einzelnen Individuum denselben Weg verfolgen kann, vom einzelligen Dasein als befruchtete Eizelle durch immer differenziertere Zustände bis zur Vollkommenheit des erwachsenen Körpers, der Pflanze, oder, was uns für unseren Stoff näher liegt, des Tieres.

Es ist a priori anzunehmen, daß bei dem gleichen Ausgangs- und Endpunkt der Entwicklung auch die Zwischenstufen, namentlich in den ersten Stadien, Übereinstimmungen zeigen werden. Wie wir sehen werden, wird diese nicht unerwartete Erscheinung, die tatsächlich statthat, von mancher Seite aus unter dem Namen des biogenetischen Grundgesetzes als hervorragende Waffe im Kampfe um die Deszendenz gehandhabt. Die beiden eben angedeuteten Wege

der vergleichenden Morphologie und der Embryologie genügten im wesentlichen zu der Aufstellung derjenigen Hypothese, die wir nach ihrem Begründer als Darwinismus bezeichnen. (Schluß folgt.)



Richard Koch und die Reichsbank

Eine Gedenkrede

Von Geh. Justizrat Prof. Dr. Rießer-Berlin



Am 15. Oktober 1910 ist Richard Eduard Koch im Alter von sechs- undsiebzig Jahren nach einem an Mühe, Arbeit und Erfolgen selten reichen Leben dem Vaterlande entrissen worden.

Geboren am 15. September 1834 zu Kottbus, bezog Richard Koch bereits im April 1850, also mit noch nicht sieben Jahren, die Universität Berlin. Hier hat er fünf Semester und damit, da er von sechsten Semester seitens des Justizministeriums befreit wurde, seine ganze Studienzeit verbracht, ohne jedoch, wie er selbst noch vor kurzem in der Liebmannschen Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum der Universität hervorhob, „in ein näheres Verhältnis zu ihr zu gelangen“. Es fehlte ihm hier, wie er sagt, an der Poesie, „welche sonst die Universitätszeit und manche schönen Plätze zu verklären pflegt. Berlin war und blieb Lern-Universität. Der Ernst der Arbeit beherrschte alles“. Besonderes Vertrauen faßte er zu Rudolf Gneist und zu Homeyer, der seinen Studenten „sonntäglich in seiner Wohnung ein Privatissimum über den Sachsen- spiegel zu lesen pflegte“.

Nachdem er mit neunzehn Jahren (2. November 1853) Auskultator am Kreisgericht seiner Vaterstadt Kottbus und zwei Jahre später Appellationsgerichtsreferendar geworden war auf Grund einer Prüfungsarbeit, die man zensurierte als eine „vorzügliche Arbeit, die selbst einem geübten Praktiker zur Ehre gereichen würde“, wurde er mit dreiundzwanzig Jahren (21. Mai 1858) Gerichtsassessor und, „nach einem kurzen Intermezzo bei der Staatsanwaltschaft in Frankfurt a. D.“, Hilfsrichter bei den Appellationsgerichten in Ratibor und demnächst in Halberstadt, wo er jeweils gleichzeitig bei dem Straf- und dem Zivilsenat tätig war.

Mit siebenundzwanzig Jahren (27. März 1862) wurde er zum Richter bei dem Stadt- und Kreisgericht in Danzig ernannt, wo er kurz darauf (Januar 1865) auch Mitglied des mit der Regierung verbundenen landwirtschaftlichen Spruchkollegiums geworden ist; dann kam er im Oktober 1865, kurz nach seiner Verheiratung, als Richter zum Stadtgericht nach Berlin.

Auf Grund seiner bereits 1863 begonnenen literarischen Tätigkeit auf den Gebieten des Konkurs-, Zivilprozeß- und Verkehrsrechts, berief man den jungen Stadtgerichtsrat mit dem Beginn des Jahres 1868 zum Schriftführer der „Kommission zur Ausarbeitung einer gemeinsamen Zivilprozeßordnung für die